

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Erika lächelte gezwungen, als sie mir gute Nacht sagte. Und ich rief ihr ein paar fröhliche, ermunternde Worte nach, so daß sie sich auf der Schwelle noch einmal zu mir umwandte und mir eine Kußhand zuwarf. Kaum aber hatte sie sich entfernt, als auch meine Seele von jäher Trauer befallen wurde. Mir wollte eine innere Stimme zuflüstern, dies sei ein Abschied für lange gewesen.

„Dummheiten!" sagte ich zu mir selber ganz ärgerlich und griff nach einem Buche, um mich zu zerstreuen. Ich mochte indessen nicht lange lesen — ich ging zu Bette, im Innersten verstimmt, ohne zu wissen weshalb. Wirkten Erikas Unheilsahnungen ansteckend auf mich? Ich konnte lange nicht einschlafen und dann hatte ich häßliche, beunruhigende Träume. Was für ein sonderbar trübes Ende eines so schönen und beglückenden Tages.

Am nächsten Morgen erwachte ich zu ungewöhnlich später Stunde; eben ertönte vom nahen Kirchturm der Schlag der neunten Stunde. Hanna stand mit einem Briefe in der Hand vor meinem Bette.

„Leg' ihn nur hin," sagte ich noch halb schlaftrunken. Mir ist heut' der Kopf so wüste. Das Sonnenlicht thut mir wehe in den Augen. Lasse die Rouletten herab, liebe Hanna!"

Meine gute Alte that, wie ich ihr geheißen, streckte mir aber dann wieder ihre Hand mit dem Brief entgegen.

„Er ist von Fräulein Erika!" bemerkte sie dabei in einem bedeutungsvollen Tone.

Von Erika! Hui, wie ich auffuhr auf den Kissen. Was konnte mir Erika zu schreiben haben, hier im selben Hause mit mir? Etwas also, was sie mir nicht mündlich zu sagen wagte? Und Hannas Gesicht — es mußte irgend ein Unheil los sein.

„Wann hat Dir Erika den Brief gegeben?" begann ich nun meine Alte auszufragen.

„Vor einer Stunde — ehe sie das Haus verlassen hat."



„Ein blinder Mann!" Gemalt von F. Schlesinger. (Mit Text.)

Es kam also immer bunter — was hatte meine Pflegetochter zu so früher Stunde außer dem Hause zu thun?"

„Und warum brachtest Du mir den Brief nicht sogleich?" erkundigte ich mich unwillig.

„Weil Sie geschlafen haben und Fräulein Erika mir verbot, Sie aufzuwecken. Es hätte noch immer Zeit mit dem Briefe, meinte sie. Auch Ihre Frau Schwester wollte nicht, daß ich zu Ihnen ging und Sie störte, Fräulein!"

Das war Hannas Antwort. Was blieb mir übrig, als den Brief zu lesen, um mir Gewißheit darüber zu verschaffen, was eigentlich vorgegangen war?

Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hätte mich nicht mehr überraschen und betäuben können, als der Inhalt des kurzen und sichtlich in großer Hast und Aufregung verfaßten Schreibens. Ich mußte wieder und wieder lesen, ehe ich's fassen konnte, was mir Erika so klar und dennoch so rätselhaft in ihrem Briefe darlegte.

„Meine innigst geliebte zweite Mutter! Erlaube mir, daß ich Dich stets in meinen Gedanken so anrede und nimm den glühendsten, aufrichtigsten Dank für alle die unermeßliche Güte, die Du an mir geübt hast. Siehst Du — das Unglück ist gekommen? Ich wußte es ja — mein Glück wäre zu groß gewesen, es mußte zerstört werden. Es ist der größte Schmerz meines Lebens, Dich zu verlassen. Doch mich ruft eine heilige Pflicht, ich habe keine andere Wahl, als sie zu erfüllen. Aber auch ohne das hätte ich von Dir fortgehen müssen, um Dir den häuslichen Frieden wiederzugeben. Und auch weil ich es nicht ertragen könnte, immerfort denjenigen vor Augen sehen zu müssen, den ich so innig liebe und doch niemals besitzen darf. Seit heute morgen weiß ich, wer und was ich bin; eine hergelaufene Dirne hat mich Deine Schwester genannt. Und, mein Gott, sie hat ja recht. Aus einer Anstalt für verwahrloste Kinder hast Du mich an Dein Herz genommen und vor mir selber mit frommem Truge einen Schleier über meine Vergangenheit gebreitet, so daß ich gar nicht mehr

ahnte, aus welchem Sumpfe Du mich gezogen. Aber heute wurde mir's klar ins Gesicht gesagt. Und er, Guido, er wird es erfahren und mich gleichfalls verachten. Und sieh — das ertrage ich nicht, dem gehe ich lieber aus dem Wege. Deine Schwester, die mich von jeher haßte und geringschätzig behandelte, sie hat nun Recht bekommen mit ihrer Feindseligkeit gegen mich, sie triumphiert — mein Schicksal wollte es so.

„Und Du, der meine innigste Liebe, meine heiße Dankbarkeit gehört, Du, die mich nie mit einem Worte an meine entsetzliche Vergangenheit gemahnt hat, lebe wohl! Es wird nun wieder Frieden um Dich sein, weil ich nicht mehr da bin, ihn zu stören. Denke zuweilen an mich — Du hast mich ja lieb gehabt, ich weiß es. Meine Erinnerung wird immer bei Dir sein. Dies gelobt Dir in unvergänglicher Treue und Anhänglichkeit

Deine unglückliche Erika."

Ich begann in aller Hast mich anzukleiden; dabei fuhr ich fort mit meinen Fragen an Hanna: „Fräulein Erika hat das Haus allein verlassen?"

„Nein, mit der Frau, die sie heute in aller Morgenfrühe besucht hat."

„Was ist das für eine Frau? Hat sie ihren Namen gesagt?"

„Nein. Sie ist aber gewiß keine Oesterreicherin. Sie redet so arg schlecht, daß ich sie kaum hab' verstehen können. Auch Ihre Frau Schwester hat sich über ihre Sprache beklagt."

„Meine Schwester unterhielt sich also mit der Fremden?"

„Ja wohl, zu dienen. Und eine ganze Viertelstunde lang. Dann erst hab' ich Fräulein Erika dazu rufen müssen. Mein Gott, das arme junge Herz — der müssen sie gar arge Sachen gesagt haben. Ganz weiß wie Schnee im Gesicht ist sie aus dem Zimmer gekommen. „Hanna, ich muß ausgehen," hat sie zu mir gesagt. „Wecke aber Tante Lina ja nicht auf. Ich werde einige Zeilen an sie schreiben, damit sie weiß, warum ich mit der Frau, die mich besucht hat, fort muß." Und da ist sie in ihr Zimmer gegangen und nicht lang darauf ganz angezogen wieder zu mir in den Salon gekommen, wo ich gerade den Staub abgewischt hab'. Und den Brief hat sie mir gegeben und ihre Augen waren ganz rot, als ob sie viel geweint hätt'. Ich wär' am liebsten zu Ihnen gelaufen, Fräulein — mir ist so bang gewesen, ich weiß nicht warum. Aber Sie haben's halt nicht gern, wenn man Sie aufweckt. Und Fräulein Erika hat auch gesagt: „Du giebst ihr den Brief erst, wenn sie aufwacht. Und da hab' ich mich gar lang nicht zu Ihnen hereingetraut. Endlich aber hab' ich's doch nicht mehr ausgehalten und bin hereingekommen!"

„Mein Neffe hat das Haus schon vor dem Besuch der fremden Frau verlassen, nicht wahr?" erkundigte ich mich nach einer dem sorgenvollsten Grübeln gewidmeten Pause.

„Ja — schon viel früher," lautete Hannas Erwiderung. „Er hat um sechs Uhr seinen Kaffee verlangt und ist dann gleich fortgegangen."

Ich war nun völlig angekleidet. Mit dem Briefe in der Hand begab ich mich zu meiner Schwester. Eine furchtbare Gereiztheit hatte sich meiner bemächtigt und ließ mich auf alle Rücksichten vergessen, die ich bisher in jeder Lage gegen den Gast meines Hauses geübt hatte.

„Du hast nun das Werk Deiner gehässigen Wühlereien passend vollendet und Erika aus meiner Nähe vertrieben," fuhr ich sie an, beinahe besinnungslos vor Schmerz und Zorn. „Aber wisse, wenn sie nicht wieder zu mir zurückkehrt, so gehst auch Du. Ich könnte Deinen Anblick dann nicht länger ertragen, die Du mich grausam um meine liebste Freude, um den endlich gefundenen Zweck meines bis nun nutzlosen Lebens gebracht hast. Sprich, was hat Dir meine arme Erika gethan, daß Du sie verfolgtest von dem Augenblick an, als ich sie hierherbrachte. Blasser, häßlicher Neid war's und die Angst, Du könntest durch die Kleine zu kurz kommen, wenn es einmal so weit ist, mich — zu beerben. Sage nicht nein, ich würde Dir doch nicht glauben. Habsüchtig bist Du und herzlos zugleich, sonst hättest Du meinem einsamen Leben wenigstens diese Erheiterung gegönnt."

Gabriele war zuerst ziemlich erschrocken unter meiner zornigen Drohung zusammengeknickt. Nach und nach aber hob sie wieder freier das Haupt und ein impertinentes Lächeln trat auf ihre Lippen.

„Eine schöne Erheiterung das, sein Leben mit dem Zögling einer Strafanstalt für verwahrloste Kinder zu teilen," höhnte sie mit scharfer Stimme. „Auch war es wohl recht aufrichtig gegen Deine Verwandten, ihnen zu verschweigen, welchen angenehmen Umgang Du ihnen verschafft hast. Zum Glück besitze ich eben ein sehr feines Gefühl und habe mich nie mit dem verdorbenen Geschöpf abgegeben. Guido wird Augen machen, wenn ich ihm die saubere Geschichte erzähle. Er hat diese Erika ja immer in seinen Schutz genommen — jetzt wird er's gewiß bereuen, so viele Freundlichkeiten an ein so unwürdiges Wesen verschwendet zu haben."

Ich konnte mir's in diesem Augenblicke nicht versagen, an meiner Schwester, die mich so tief verwundet hatte, Vergeltung zu üben.

„Dein Sohn hat sich gestern mit dieser Unwürdigen verlobt," sagte ich kurz und herbe. „Und ich hoffe, er wird sein Wort nicht zurücknehmen, wenn ich ihm erzähle, auf welche Art das arme, verlassene Waisenkind in jene Anstalt kam!"

Gleich aber bereute ich wieder, daß ich mich vom Gefühle der Rachsucht hatte hinreißen lassen. Meine Schwester führte wieder eine jener Scenen auf, die mir so tief verhaßt waren. Vorwürfe, Thränen, hysterisches Lachen. Ich wäre am liebsten aus dem Zimmer gestürzt, mir die Ohren zuhaltend. Doch mußte ich hören, von wem Gabriele Erikas Vergangenheit erfahren hatte, wer jene fremde Besucherin gewesen. Ich wartete also das Ende des Auftrittes ab, das gewöhnlich in äußerster Erschöpfung des sinnlos Tobenden bestand. Auch dieses Mal fiel sie, nachdem sie alle Register ihrer Empörung aufgezogen hatte, ermattet in einen Lehnstuhl. Nun konnte ich sie endlich über die Fremde befragen. Ich erfuhr nicht viel mehr, als was mir Hanna gesagt. Die Besucherin hatte sich eine Landsmännin Erikas genannt und derselben einen Brief gebracht, war aber nicht zu bewegen gewesen, anzugeben, wie sie heiße und woher sie komme. Erika aber schien genau zu wissen, wer sie war, denn sie sprach mit ihr von längst vergangenen Zeiten. Gabriele hatte die Fremde schon von Erikas Dazwischenkunft einem förmlichen Verhöre unterzogen und dadurch alles erfahren, was sie zu wissen gewünscht.

Für mich wurde aus Gabrielens mit boshaften Ausfällen gewürzter Erzählung nur eines klar: Die Fremde mußte aus Luzern gekommen sein, von der dortigen Behörde meine hinterlassene Adresse erfahren haben. Nicht unmöglich schien es mir, daß Erikas Tante selber hieher nach Wien gekommen war und ihre Nichte aufgesucht hatte. Zu welchem Zwecke aber? Einer Bettelei wegen? Das konnte schriftlich abgemacht werden und hätte das beträchtliche Reisegeld nicht gelohnt. Und von wem konnte der Brief sein, den sie an Erika gebracht, warum war derselbe nicht durch die Post geschickt worden?

Alle diese Fragen stellte ich mir; leider fand ich natürlich keine Antwort darauf, so sehr ich mir auch den Kopf zerquälte. Mit Sehnsucht und Spannung erwartete ich Guidos Heimkehr. Wie würde er die ganze Angelegenheit aufnehmen, was mir raten? Ich durfte mir nicht verhehlen, daß er das Recht besaß, mir Vorwürfe zu machen, weil ich ihm über Erikas Vergangenheit nicht die volle Wahrheit gesagt hatte. Doch war dies nicht nur aus Schonung für das schuldlose Mädchen geschehen? Konnte er mir es übel nehmen, mein liebevolles Bestreben, Erika eine Demütigung und ihm selber eine unangenehme Empfindung zu ersparen. Denn Erika aufgegeben, dies hätte er nicht, daraufhin kannte ich ihn zu gut. Ihr Unglück wäre kein Grund für ihn gewesen, sie von seinem Herzen zu verstoßen, sondern nur eine bittere, häßliche Zugabe zu seinem Liebesglücke. Nein, ich brauchte seinen Unwillen nicht zu fürchten; ich war dessen sicher, er würde die Motive seiner alten Tante begreifen und billigen.

Und endlich sah ich ihn vom Fenster des Salons aus das Haus betreten. Es galt nun, meine Schwester nicht allein mit ihm sprechen zu lassen. Nicht sie, in ihrer vollen Gehässigkeit gegen Erika, durfte ihm das Vorgefallene berichten.

Ich ging hinaus in den Vorsaal. Da öffnete sich auch schon Gabrielens Thüre. Auch sie war, wie ich richtig vermutet hatte, auf der Lauer gestanden, um ihren Sohn zu erwarten. Trotz meiner trüben Stimmung mußte ich unwillkürlich lächeln. Armer Guido, in welches Kreuzfeuer geriet der Ahnungslose! Wem von uns beiden Frauen würde es gelingen, Beschlag auf ihn zu legen? Denn — im Vorsaal konnten wir die heikle Angelegenheit doch nicht besprechen. Ich wagte einen Gewaltstreich. Er mußte an meinem Zimmer vorübergehen, ehe er zu dem seiner Mutter gelangte, die ihn lebhaft mit der Hand zu sich heranwinkte.

Als er mir nahe genug war, ergriff ich ihn am Arme, indem ich ihm zuraunte: „Ich muß Dich augenblicklich sprechen. Es betrifft unsere unglückliche Erika!"

Nicht umsonst hatte ich das Wort „unglückliche" recht auffallend betont. Er zuckte zusammen, ward bleich und folgte mir hastig, wohin ich ihn halb mit Gewalt zog, in mein Zimmer, dessen Thüre ich sorgfältig versperrte. Wohl klopfte Gabriele etwas ungestüm. Da sie aber offenbar doch nicht die Dienerschaft durch den Lärm herbeilocken wollte, begnügte sie sich damit, mir einige halblaute Hohnworte hereinzusenden.

„Was soll denn das alles, liebe Tante?" fragte mich Guido beklommen. „Du machst mir solche Angst. Was ist meiner süßen Erika widerfahren?"

Ich zog ihn zu mir aufs Sofa nieder und begann meine Erzählung von dem Augenblicke an, in welchem ich Erika gefunden bis zum heutigen Morgen. Den Abschiedsbrief des unglücklichen Mädchens ließ ich ihn selber lesen. Derselbe lockte verstohlen abgetrocknete Thränen in seine Augen. Und nun wußte ich's, daß ich meine Sache gewonnen hatte, daß noch alles gut werden konnte,

wenn es mir nur gelang, meinen armen Liebling wieder aufzufinden. Guido vertraute mir in unbedingtester Weise, denn ich hatte ihm immer zu zeigen gesucht, wie innig sein Wohl mir am Herzen lag. Er reichte mir auch jetzt mit unumwölktem Blicke die Hände und entschuldigte mich vor mir selber so eifrig, als wäre er eigens zu meinem Advokaten bestellt gewesen. Mein Schweigen sei so natürlich — warum ohne Not eine längst verblaßte unangenehme Vergangenheit zur Störung des gegenwärtigen Glückes heraufzubeschwören? Er kannte ja Erika und ihren reinen, ehrlichen Sinn, ihre zarte, edle Weiblichkeit und Sanftmut. Was ging es ihn an, was herzlose Menschen in ihrer frühesten Kindheit mit ihr angefangen und an ihr verbrochen hatten? Ihn hätte das gewiß nicht gestört in seiner heißen Liebe.

Wie er sie ja auch jetzt nur um so inniger in sein Herz einschließen werde, um ihres Unglückes und ihrer mutigen, stolzen Entsagung willen. Und sie auffinden, das wolle schon er allein besorgen. Und dann bestelle er augenblicklich die Hochzeit. Er gedenke nicht, sich zweimal der Möglichkeit auszusetzen, seinen süßen Schatz suchen zu müssen draußen in der weiten Welt.

Ich fühlte mich ganz getröstet und beruhigt, als er mich endlich verließ, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen zu seiner Reise, fürs erste nach Luzern. Fand er Erika dort, dann wollte er mich rufen, damit ich mir meinen lieben Flüchtling wieder heimholte.

Vor seiner Abreise hatte er noch einen schweren Kampf mit seiner Mutter zu bestehen. Ich hörte ihre zornige Stimme, ihr Schluchzen und sein sanftes, ehrerbietiges Zureden bis zu mir herüber. Doch war ich ruhig — ich wußte es, sein Charakter war ein Felsen, den vergebens stürmische Wellen umzureißen versuchten, ein Felsen, auf den ich mein Zutrauen ohne Furcht und Zweifel bauen durfte. Wie wenige solche Menschen es doch giebt im Vergleiche zu der Unzahl haltloser, unzuverlässiger Naturen. Und wie glücklich ich Erika preisen konnte, weil gerade ein solcher treuer und fester Charakter ihr Schicksal in seine starke Hand genommen hatte.

13.

Während der nächsten acht Tage erhielt ich von Guido folgende Briefe:

„Herzliebe Tante! Erikas Verwandte, deren Adresse Du mir mitgegeben hast, war lange nicht aufzufinden, weil sie nicht weniger als fünfmal die Wohnung wechselte während der letzten neun Jahre. Endlich gelang es mir mit Hilfe der behördlichen Register ihren Schlupfwinkel, ein elendes ebenerdiges Haus außerhalb Luzern, zu entdecken. Ueber Erika konnte oder wollte sie mir aber keine Auskunft geben. Sie leugnete nicht, in Wien gewesen zu sein und Erika aufgesucht zu haben, um ihr einen Brief zu bringen, der für sie bestimmt, nach Luzern kam. Sie konnte das eben nicht leugnen, da ich durch in der Nachbarschaft eingezogene Erkundigungen von ihrer mehrtägigen Abwesenheit unterrichtet war. Weiteres aber ließ sich nicht herausbringen. Sie behauptet, Erika habe sie nur bis an den Bahnhof begleitet und gewartet, bis sie mit dem Luzerner Zuge abgefahren war. Was dann weiter mit ihr geworden sei, darüber wisse sie nicht das mindeste zu sagen. Auch über den Brief, den sie Erika überbrachte, vermochte ich ihr keinerlei Mitteilung zu entlocken. Ich befragte sie, warum sie persönlich die weite, kostspielige Reise gemacht hatte, statt das Schreiben durch die Post zu befördern? Daraufhin antwortete sie, dem Briefe sei ein anonymes Schreiben an sie selber und das Reisegeld beigefügt gewesen. Und sie sei gar nicht ungern der Weisung gefolgt, den Brief persönlich an Erika zu überbringen, da sie neugierig gewesen, zu erfahren, wie es ihr erging in der Fremde. Sie erzählte mir auch von ihrem Besuche bei uns, liebe Tante. Meine Mutter war unglücklicherweise die erste Person, die sie im Hause, auf der Treppe zu Gesichte bekam. Und sie hatte sich kaum nach Erika erkundigt, als meine Mutter sie sogleich mit sich in ihr Zimmer nahm, sie bewirtete und dabei über die Vergangenheit des armen Mädchens ausfragte. Dann war Erika dazu gekommen, wahrscheinlich von meiner Mutter herbeigerufen; es hatte ein kurzer, scharfer Wortwechsel zwischen dem armen Kinde und meiner Mutter stattgefunden. Erika hatte zuletzt keine Antwort mehr gegeben, sondern sich eilig angekleidet, einen Brief geschrieben und hierauf mit ihrer Verwandten das Haus verlassen.

„Mir scheint es, daß in dem Berichte der nichts weniger als Vertrauen erweckenden Frau, Wahrheit und Lüge bunt durcheinander gemischt ist. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, sie wisse um Erikas Aufenthalt. Ich versuchte es auch, sie durch Geschenke zu bestechen.

„Es blieb vergeblich — sie muß ein großes persönliches Interesse haben zu schweigen, denn Diskretion vermute ich wahrlich nicht allzuviel in ihr. Jedenfalls muß ich einige Tage hier bleiben, um sie zu beobachten. Wenn ich die schwache Spur, die von hier zu Erika hinführen könnte, verlasse, wo soll ich eine andere suchen und finden?

„Sei jedoch ruhig und heiter, liebe Tante. Ich bringe Dir Erika wieder, ich habe es Dir ja versprochen. Und ich vertraue ihm nicht ganz wenig, dem Instinkte meiner treuen, heißen Liebe. Er wird mich früher oder später hinführen zu dem lieben, ersehnten Mädchen. In alter ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit Dein Guido."

Drei Tage später:

„Meine gute Tante! Frau Ortinger verbringt viele Stunden täglich außer Hause zur argen Vernachlässigung ihres Geschäftes. Sie muß dafür wohl anderweitig entschädigt werden. Ich folgte ihr heute morgen aus der Ferne. Sie mußte mich aber dennoch bemerkt haben, denn glatt wie ein Aal entschlüpfte sie mir in einer Menge von Gäßchen und dunklen Durchgängen, daß ich mich eine Weile gar nicht mehr zurechtfand. Sie wird nun in Zukunft noch viel vorsichtiger sein. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als diejenigen zu überbieten, die sie für ihr Schweigen und ihren Zeitverlust bezahlen. Ich vermute, daß ich dadurch direkt auf Erikas Spur geraten werde. Dank Deiner Großmut bin ich reichlich mit Geld versehen — noch heute will ich versuchen, für welche Summe der Verrat dieser in Elend und Habgier verkommenen Frau zu erkaufen ist."

Am Abend desselben Tages:

„Es ist mir geglückt! Juble mit mir, Tante Lina, ich habe Erika gefunden. Sie hält sich hier in Luzern versteckt mit ihrem Vater, der krank und erschöpft vor ungefähr zehn Monaten hier angekommen ist, aus Amerika, wie mir Frau Ortinger erzählte. Aus ihren Reden merkte ich auch, daß er irgend etwas von den Gesetzen zu fürchten hat, denn er lebt unter angenommenem Namen und in äußerster Zurückgezogenheit. Seit ungefähr vierzehn Tagen scheint sich sein Zustand sehr verschlimmert zu haben. Er fühlte sich seinem Ende nahe und schickte Frau Ortinger nach Wien, um Erika, sein einziges Kind, an sein Sterbelager zu holen. Frau Ortinger hat ihm damals versprechen müssen, mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen und seinen Aufenthalt und wahren Namen ja niemanden zu verraten. Ich halte ihn für einen politisch Kompromittierten. Denn ganz unmöglich ist mir's, zu glauben, daß Erikas Vater ein gemeiner Verbrecher sein sollte. Morgen werde ich ja mit eigenen Augen sehen. Wär' es doch nur schon so weit. Wie werde ich meine Erika wiederfinden?"

Wenige Stunden nach diesem letzten Briefe erhielt ich folgende telegraphische Depesche:

„Komme sogleich, Deine Gegenwart unerläßlich. Fritz Hardtmuth sterbend. Erika seine Tochter! Werde Dich an der Bahn erwarten, mit welchem Zuge Du auch eintriffst."

Mir drohte das Herz stille zu stehen vor Schrecken, Erschütterung und Freude zugleich. Erika wiedergefunden. Und Erika, Fritz Hardtmuths Tochter. Und er, der Unselige, auf sein Sterbebett hingestreckt — er, dessen Andenken ich durch mein ganzes einsames, verfehltes Leben getragen hatte. Kaum vermochte ich das allernötigste in eine Reisetasche zu packen, so heftig zitterten mir die Hände. Hanna hatte ich nach einem Wagen geschickt, der nächste Zug ging ja binnen einer halben Stunde ab — ob ich noch zurechtkommen würde?

Eben wurde das letzte Glockenzeichen gegeben, als ich atemlos und erhitzt auf den Perron stürzte. Der Schaffner warf mich förmlich in ein Coupé zweiter Klasse. Und fort ging es mit dem brausenden Schnellzuge, der gleich einem feurigen Phantome in rasender Eile der finsteren, sternlosen Sturmnacht entgegenrollte.

Ich war ganz allein, konnte also in ungestörtester Ruhe meinen so wechselvollen, bald tieftraurigen, bald wieder glückhoffenden Gedanken nachhängen. Jetzt sah ich den Mann, den ich so unbeschreiblich geliebt, vom Todeskampf geschüttelt, den letzten Atem verhauchen. Dann wieder traten Guido und Erika neuvereinigt in ihrem süßen bräutlichen Glücke vor meine Phantasie und ließen mich teilnehmen an den Wonnen ihres jugendlichen, kräftigen Daseins. Und dazwischen hinein schrillte die scharfe Stimme meiner Schwester, die den gefürchteten Mutterfluch hinschleuderte auf das schuldlose, liebesselige Paar.

(Fortsetzung folgt.)

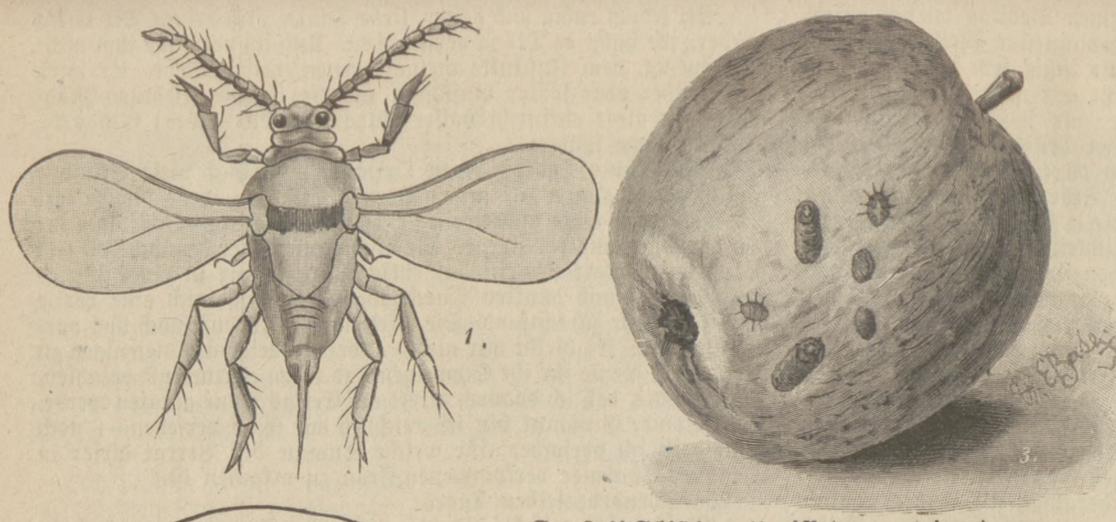
Marila.

Aegyptische Erzählung von Karl Cassau.

Um einen Strahl aus deinen Sternen
Wollt' ich den Rest des Daseins geben!
Du blickst auf mich aus sel'gen Fernen
Und winkest mir zum neuen Leben!

Auf einer Reise durch Schottland, gelegentlich meines Aufenthaltes in den drei vereinigten Königreichen, kam ich auch an einem malerisch gelegenen Herrenhause vorbei, welches wie ein ins Leben gezaubertes Idyll vor mir lag. Hier das mittelalterlichburgartig gehaltene Herrenhaus auf einem mit uralten Eichen bestandenen Hügel, an das sich ein in Terrassen abfallender Garten mit großem Park schloß, dort, tief im Thale, die Meierei inmitten prachtvoller Wiesen, und im Hintergrunde ein blitzender See.

Einen Hirten, der am Wege seine Herde weidete, fragte ich, wem das schöne Anwesen gehöre und wie es heiße.



San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus). (Mit Text.)

(Nach der Natur gezeichnet von Dr. E. Bade.)

1) Männchen von der Oberseite. 2) Weibchen von der Unterseite mit dem langen, dünnen Saugrüssel. 3) Apfel, von Schildläusen in verschiedenen Entwickelungsstadien besetzt. Die Tiere sind im Verhältnis zum Apfel zu groß gezeichnet. Natürliche Größe der Schildlaus 1½ mm. 1. u. 2. stark vergrößert.

„Das ist Oakhill-House," entgegnete der Gefragte, „welches seit uralten Zeiten den Lords von Coxburn zugehörig ist!"

„Das ist ja ein lieblicher Herrensitz!" warf ich hin.

„Ja," nickte der Schäfer, „das ist es; die Fremden besehen das Schloß auch im Innern gern!"

Ich warf dem Alten eine halbe Krone zu und bog direkt in die Eichenallee ein, die zum Portale des Gebäudes führte. Hier empfing mich ein etwa vierundzwanzigjähriger Mann im untadelhaften Gesellschaftsanzuge, aber von fremdländischem Gesichtsschnitt.

„Sie wollen das Schloß besehen?" fragte er im nicht ganz reinen Englisch.

„Jawohl!"

„Dann kommen Sie! Ich werde Sie selbst führen!"

Ich hatte allerdings schon schönere derartige Bauwerke gesehen, in keinem derselben aber einen solchen Rittersaal, wie ihn Oakhill-House aufzuweisen hat; eine ganze Reihe von Oelgemälden in Lebensgröße, eingefaßt von kostbaren Rahmen, zierte die Nischen der Wände.

„Es sind die Lords von Coxburn," sagte mein Führer. Er nannte sie alle bis zum letzten Bilde, welches einen jungen Lieutenant der roten Husaren darstellte.

„Sir Reginald, der verstorbene Lord von Coxburn!" deutete mein Führer auf das Bild.

Ich betrachtete es aufmerksam. — Das Gesicht des Herrn war von bezaubernder Schönheit, die fast weiblich zu nennen war; große dunkle Augen starrten mich an; das Gesicht sah bleich aus. — „Sir Reginald ist ja sehr jung gestorben!" warf ich hin.

Mein Führer hatte Thränen in den dunklen Augen, nickte und sagte dann bewegt: „Schauen Sie durch jenes Fenster, Sir, dort liegt unter sechs hohen Cypressen sein Grabmal!"

In der That, so war es, und wirklich erhaben präsentierte sich dem Auge das Ganze: die aus gerifftem, poliertem Marmor gefertigte, vierseitige, dunkle Säule mit einer von Kränzen umwundenen Aschenurne, die Stufen, das Gitter! — Ich drückte den Wunsch aus, das Grabmal näher anzusehen, worauf der Herr entgegnete: „Sie sollen es sehen, weil Sie Interesse an meinem lieben, seligen Herrn zu nehmen scheinen!"

„Das thue ich!" lautete meine Antwort. „Ich sehe es Ihnen an, daß Sie ihn sehr betrauern! Es war wohl eine traurige Geschichte?"

„Ja, ich werde Sie Ihnen auf der Bank im Parke, dem Grabmal gegenüber, erzählen, denn ich habe sie mit erlebt!"

„Sie sind kein Britte?"

„Nein, ich bin ein Berber und heiße Muktar; bei der Taufe aber hat man mir die Namen Guy Evans beigelegt!"

Als wir das Grabmal besehen, nahmen wir auf der besprochenen Bank Platz, und was mir Sir Guy dort erzählt hat, ist der Inhalt meiner Erzählung geworden.

* * *

Es war in eben jenem Jahre, als die Unruhen in Alexandrien auszubrechen drohten. — England fand sich bewogen, Truppen nach Aegypten zu werfen, um wieder geregelte Zustände herbeizuführen und englische Interessen zu schätzen.

An einem schönen Maimorgen desselben Jahres schiffte man auch die roten Husaren unter dem Kommando des Colonel Morrison in Southampton ein. — Acht Tage später sahen die Leute schon den Leuchtturm von Alexandrien vor sich aufsteigen. — Anderen Tages ward das schöne Regiment ausgeschifft. In der zweiten Eskadron desselben stand auch der zwanzigjährige Lieutenant Sir Reginald Lord von Coxburn, den die innigste Freundschaft mit dem älteren Stabsarzt Dr. Patterson verband.

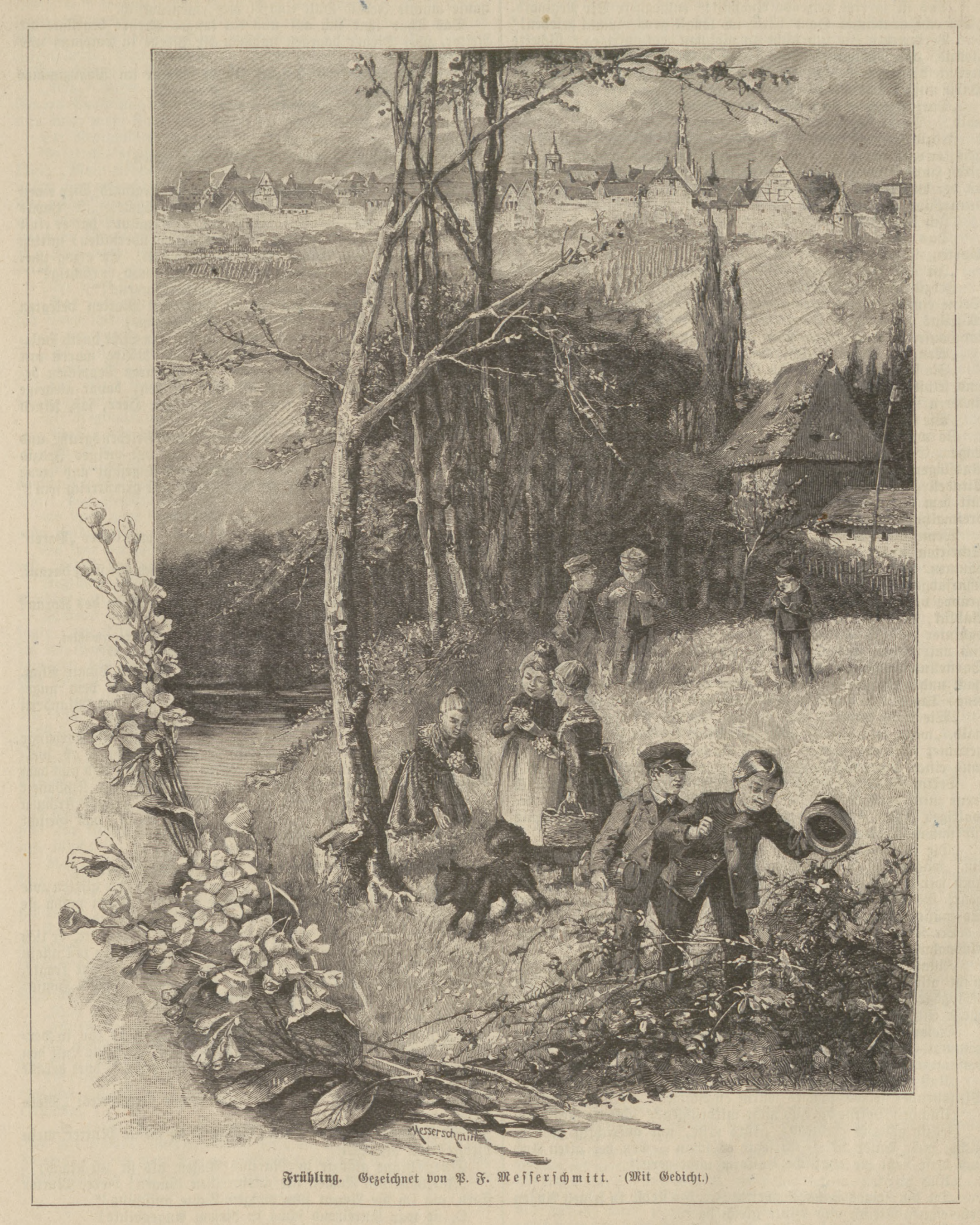
Da befand man sich nun im Lande der Pyramiden, dem alten berühmten Aegypten, im fruchtbaren Nilthal, den blauen Strom mit hohen Dumpalmen und Tempelresten, mit kleinen Dörfern am Ufer verstreut vor sich und drüben den Ausblick auf die steinige und sandige Wüste! Die neue Welt, in der sich die Truppen jetzt befanden, das orientalische Leben, das sie umgab, die fremden Sitten, die ihnen auffielen, gestalteten das Dasein zunächst recht abwechselnd und interessant, dann aber fand man es in Aegypten langweilig und unerträglich, und mancher sehnte sich nach dem lieben Old-England zurück.

Zu ihnen gehörten auch Sir Reginald und Dr. Patterson. Stundenlang konnte der junge Lord mit dem Doktor beim Glase Wein, an dem es ihm nie mangelte, und bei einer Schachpartie zusammensitzen oder von seiner Mutter daheim sprechen, die er unaussprechlich liebte; eine andere Liebe hatte er noch nicht kennen gelernt. Da trat plötzlich eine Wendung in dem bisherigen Leben ein, als nämlich die Ordre eintraf, das Regiment sollte sogleich nach Kairo, wo ebenfalls Unruhen drohten, aufbrechen.



Bruthöhle des Eisvogels. (Mit Text.)

Und so geschah es! Das Land der Aegyptier und eine Eisenbahn, wie komisch! so dachte Sir Reginald, als sie eines Tages auf dem Bahndamm am Ufer des Nils Kairo, der Karawanenstadt, zudampften und über die große eiserne Eisenbahnbrücke, die den Nil Fremden leer ward, die dasselbe besehen oder Beziehungen mit den Offizieren anknüpfen wollten. Zu solchen gehörte auch ein kaum achtzehn Jahre alter Araber, welcher sich Jedzid el Baïr nannte und der Sohn des reichen Handelsherrn Omar el Baïr war. Dieser



Frühling. Gezeichnet von P. F. Messerschmitt. (Mit Gedicht.)

überspannt, in die echt orientalische Stadt einfuhren. — In Alexandrien hatte das Regiment eine Kaserne bewohnt, hier mußte man vor der Stadt ein Zeltlager, das man mit sich führte, beziehen. Dies hatte seinen eigentümlichen Reiz, zumal das Lager nie von

Jüngling, der eine ausgezeichnete Bildung genossen hatte und Englisch wie Französisch sprach, der London und Paris gesehen, war ein großer Pferdefreund; Sir Reginalds Fuchs „Goldhoir" sehen und das Tier bewundern, war für den jungen Herrn eins

Auf diese Weise ward eine Bekanntschaft vermittelt, die für Lord Coxburn verhängnisvoll werden sollte.

„Ich habe,“ plauderte Jedzid sehr liebenswürdig, „daheim auch zwei edle Reitpferde, die Sie einmal sehen müssen!“

„Das ist ja eine reizende Aussicht!“ entgegnete Sir Reginald. „Ein echt arabisches Haus hätte ich längst gern einmal gesehen!“

„Versprechen Sie sich nicht zu viel von dem unsrigen,“ lächelte Jedzid, „wir wohnen in einer der engen Gassen Alt-Kairos, welche freilich die „Blumengasse“ heißt, sich aber gegen die Straßen von Paris und London wie eine zu Stein gewordene Satire ausnimmt!“

„Darin liegt ja eben das Romantische!“ entgegnete Sir Reginald. „Aeußerlich nichts, innen alles!“

Jedzid schüttelte den Kopf: „Mein Vater ist nur die Einfachheit; er entstammt der konservativen, alten Zeit und hängt an dem alten Hause! Mein Wunsch ist es längst gewesen, ein neues Haus an der Promenade in Neu-Kairo zu erwerben; wir könnten's wohl, denn Papa ist reich!“

„Ich liebe die alten Häuser!“

„Das unsrige hat hinterwärts allerdings einen sehr schönen Garten, ist schattig und kühl und —!“

„Ist das nicht genug? Und die Frauengemächer?“

Jedzid lächelte: „Einen Harem hat mein Vater nie gehalten! Seine einzige Gattin, meine und meiner Schwester Mutter, ist bei Marilas Geburt gestorben! Sie ist das einzige weibliche Wesen im Hause, ist auch nicht wie die Frauen sonst; sie hat viel gelernt!“

„Wenn sie Ihnen gleicht, hat sie das gewiß, Sidi (Herr)!“

„Sie schmeicheln! Aber Sie sollen sie gelegentlich kennen lernen und selbst sehen! Nur so viel: ich achte Marila höher als alle anderen Frauen zusammen!“

„Wie ich meine — Mutter daheim!“

So wurden die Jünglinge Freunde, und Jedzid war täglich im Lager. Er war es auch, der Patterson und Sir Reginald bei ihren Ausflügen als Führer diente, teils in der Stadt, die sich mit ihrer Citadelle, ihren dreihundert Moscheen und zahlreichen Palästen, mit dem alten und neuen Viertel, der Hafenstadt Bulak und ihren dreimalhunderttausend Bewohnern wie ein Kaleidoskop darstellt.

Wenn man vor das Lager trat, befand man sich mit wenig Schritten unter einer Gruppe von uralten Sykomore-Feigenbäumen. Von hier aus konnte man die Nilufer, darüber weg den scharfabgegrenzten Saum der großen Wüste und die Pyramidengruppe von Gizeh sehen. Es war ein würdevoller, eigenartiger Anblick, wenn die Sonne, einer ungeheuren Feuerscheibe gleich, dahinter versank. Jedzid war in der Geschichte Aegyptens vorzüglich unterrichtet und verstand es ausgezeichnet, in der malerischen Darstellungsweise der Araber alles zu erklären. So besah man nach und nach alle Merkwürdigkeiten in der Stadt, dann ging es eines Tages nach Gizeh zu den Pyramiden, den größten ihrer Art.

„Wie klein kommen wir uns vor, Doktor,“ meinte Sir Reginald, „wenn wir diese Kolosse betrachten, die für Ewigkeiten aufgerichtet scheinen! Sollte man es glauben, daß kleinlicher Egoismus eines Tyrannen so etwas als Grabkammer ins Leben rief.“

Doktor Patterson lachte: „Sie philosophieren wieder, Sir; ich freue mich darüber, daß das Ameisenvölklein der Menschen so Gewaltiges leisten kann; ich meine nämlich, es sei eben kein Zeugnis für unsere Unbedeutendheit!“

„Die spitzen Säulen lehren wenigstens,“ mischte sich hier Jedzid ein, „was geeinigte Menschenkräfte leisten können! Was könnten auch wir erreichen, wenn wir einig wären! Bildung macht intelligent! Es fehlt Aegypten an Intelligenz, um es stark zu machen! So müssen wir uns unter den Schutz Ihrer Degenspitzen flüchten!“

Sir Reginald reichte ihm die Hand: „Sie bilden eine würdige Ausnahme, Jedzid!“

„Allah sei Preis! Aber, um auf den Anfang zurückzukommen, nicht alle Könige ließen sich so begraben; ich will Ihnen die Königsgräber in der Wüste zeigen; die werden Ihrer Anschauung mehr entsprechen!“

Dieser Tag hatte Jedzid und Reginald für immer zu Freunden gemacht. Als der erstere abends noch mit dem letzteren im Lager beisammen saß, tranken beide das Smollis mitsammen.

„Und morgen führe ich Dich bei meinem Vater ein; er wird den Blutsbruder seines Sohnes warm empfangen!“ versprach Jedzid.

„Und den Doktor darf ich nicht mitbringen?“ lächelte Reginald.

Jedzid gestand errötend: „Fürs erste, um aufrichtig zu sein, nicht; mein Vater ist — ich sagte es schon — von der alten Art, und diese sieht die englische Uniform nicht gern!“

„Und ich?“

„Du bist seines Sohnes zweites Ich, Du stehst in seinen Augen dem eignen Fleisch und Blute gleich da!“

„Schön!“

„Ich hole Dich morgen! Allah breite seine Flügel über Dich aus, Bruder!“ — Er küßte ihn und ritt davon.

Der Dienst war anderen Tags zu Ende, die Sonne hatte den höchsten Stand schon verlassen, da erschien Jedzid. Reginald war schon bereit, und dahin sprengten sie. Das Morgengedränge in den Straßen hatte sich verlaufen; sie kamen ungefährdet in die Blumengasse. — Vor einem Bogenthor neben einem hohen Steinhause machte Jedzid Halt und klopfte eigentümlich.

Das Thor that sich auf und ein junger Berber begrüßte die Reiter, zwei Diener dagegen nahmen die Pferde in Empfang und führten sie ab.

„Nun, Muktar,“ rief Jedzid, „ist der Vater im Wohnzimmer oder im Bazar?“

„Im Wohnzimmer, Sidi!“

„Und meine Schwester?“

„Befindet sich im Garten!“

„Benachrichtige sie, daß wir einen Gast haben!“

„Ja, Sidi!“

„Muktar,“ erklärte nun Jedzid, indem er Reginald über einen gepflasterten Hof mit einem Springbrunnen führte, „ist Papas Pflegling! Als derselbe noch Karawanenreisen machte, hat er einst den Ort passiert, wo die Tuaregs eine Karawane überfallen; mitten unter den Toten lag Muktar halb verschmachtet. Er erzog ihn! Muktar ist treu und ergeben, dazu ist er klug und vorsichtig!“

Reginald nickte: „Er macht einen guten Eindruck!“

Man trat ins Haus und durch einen mit Matten belegten Gang und eine schmale Thür in das Wohnzimmer.

Das Gemach war halbdunkel und empfing sein Licht durch Holzgitter, anstatt der Glasfenster bei uns. Die Wände waren mit Seidentapeten bedeckt, der Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt; Ottomanen befanden sich in allen Nischen, davor niedrige Tischchen. Omar el Baïr, ein alter, würdiger Herr, saß, seinen Nargileh rauchend, auf einem Polster.

Er empfing Reginald mit dem arabischen Friedensgruße und redete ihn dann auf Englisch an: „Du also bist meines Jedzid Schatten? Allah hat Dir ein wohlgebildetes Angesicht und treue Augen verliehen! Man sagt, ihr Engländer sollt gemütreich sein!“

„Wir sind es, Sidi!“

Dabei küßte er des alten Herrn Hand.

Omar el Baïr lächelte: „Sage nicht „Herr“, sage lieber „Vater“ und gestatte, daß ich Dich „Sohn“ nenne!“

„Oh,“ entgegnete Sir Reginald hingerissen, „ich bin stolz darauf, Dich, o würdiger Greis, so nennen zu dürfen!“

„Deine Worte klingen wie der Selam in den Suren des Koran! Wie sagt doch der Prophet in der 22. Sure:

> „Daran erkennst Du den Mann, so wie er die Worte erwählet,
> Weil immer spiegelt sich stets Geist und Herz darin ab!“

Lord Coxburn verbeugte sich und nahm auf dem Divan Platz. Jedzid befahl Kaffee. Sofort erschienen Diener mit dem ungefälschten Trank Arabiens und mit Pfeifen, und das Plaudern begann und bewegte sich in Alltagskreisen ruhig dahin.

Ein Polster war noch leer. Da bewegten sich die Vorhänge einer Hinterthür und ein Frauenbild zeichnete sich darin ab, welches in seiner Lieblichkeit, ein zum Leben gewordenes und aus dem Rahmen antiker Gemälde gestiegenes Ideal weiblicher Schönheit zu sein schien und Sir Reginald alles Blut zum Herzen strömen machte. Lächelnd schwebte die junge Dame heran, das Gesicht unverhüllt, sonst jedoch morgenländisch gekleidet.

„Meine Tochter Marila!“ sagte Omar einfach.

„Mein Blutbruder Reginald!“ erklärte Jedzid warm.

Marila neigte das Haupt stumm, aber ihre Augen glitten wie erschrocken über des jungen Engländers Gesicht. Dann nahm sie mit Grazie ihren Platz ein und hörte, selbst schweigend, zu.

Aber der junge Lord war wie geblendet und verzaubert, er ließ Jedzid und den alten Herrn die Kosten der Unterhaltung fast allein bestreiten. Nur einmal, als Marila nach seiner Heimat fragte, geriet er in Fluß und schilderte den Sommersitz „Oakhill-House“ mit so warmen Farben, daß das junge Mädchen sagte:

„Ich möchte es sehen!“

Sie sprach französisch; Sir Reginald beeilte sich, ihr in derselben Sprache zu antworten: „Wenn wir jetzt durch die Luft den Schwalben gleich dahinfliegen könnten, so würden Sie dort gerade jetzt meinen Schatz bewundern können!“

Marila wurde um einen Ton blässer und entgegnete: „Mein Schatz, d. h. Herzensdame!“

Sir Reginald lächelte: „Mein Schatz — ist meine Mutter, mein Liebstes auf der Welt!“

Eine Thräne glänzte in Marilas Augen, als sie zurückgab:

„Ich habe den Namen nie aussprechen können; meine Mutter starb, als ich die Augen zum ewigen Lichte aufschlug!“

O, sie war hinreißend schön in diesem Augenblicke!

Die Zeit verrann schnell, und als Reginald nach kurzer Besichtigung des Teppich-Bazars Sidi Omars Abschied nahm, war es ihm, als umfinge ihn ein Traum.

Von diesem Augenblicke an war der Lord wie ausgewechselt!

Er erblaßte und errötete abwechselnd, er war bald übermäßig lustig, bald traurig! Acht Tage schon war er nun Gast im Hause an der Blumenstraße und öfter mit Marila allein gewesen, wodurch sich das leidenschaftliche Herz immer mehr in den Gedanken hineingelebt hatte, Marila müsse die Seine werden, — da erst machte er Patterson eine Mitteilung über die neue Bekanntschaft.

„Bah,“ lachte der Doktor gutmütig, „das wußte ich gleich! Amors Pfeile und ihre Wirkungen kenne ich zu genau! Ich dachte mir aber, mein Lord wird schon beichten! Nun, also?“

Sir Reginald erzählte alles.

Patterson rauchte ruhig seine Havanna und entgegnete dann kühl: „Mein lieber, junger Freund! Warum so exaltiert? Sie haben sich verliebt! So etwas kann Ihnen noch öfter passiren! Die erste Liebe glaubt aber stets, die Welt müsse untergehen, wenn uns das Schicksal einen Querstrich macht! Was wollen Sie?“ Heiraten können Sie das Mädchen nicht, weil sie keine Christin ist! Ihre darin strenge Frau Mama würde ein absolutes „Nein“ bei der Hand haben!“

„So wird sie — Christin!“

„Das leidet der Alte nicht! Sie sagen ja selbst, daß Sie ihn für einen fanatischen Moslem halten!“

„Dann entführe ich sie!“

„So trifft Sie die Rache, das ist der Tod!“

„Jedzid ist mein Freund!“

„Na, Sir,“ lachte hier Patterson, „sollte da nicht die Freundschaft aufhören?“

Sir Reginald wurde bedenklich.

„Wollen Sie meinen Rat hören, mein Lieber?“

„Ja, doch!“

„So reiten Sie nicht wieder hin! Noch können Sie diese Leidenschaft bekämpfen, noch ist es nicht zu spät, denn für ein frivoles Spiel, das gestehen Sie selbst zu, ist das Mädchen zu gut! Also!“

Er sagte gute Nacht und ging, Sir Reginald aber streckte sich aufs Feldbett um — von Marila zu träumen. —

Es war am anderen Tage. Patterson machte eine Expedition mit, Jedzid kam nicht.

Reginald fühlte Langeweile. Er gab dem Burschen Befehl, Goldhoir zu satteln und ritt — nach der Blumenstraße.

Muktar nahm ihm wie immer am Thore das Pferd ab und sagte, daß Sidi Omar krank, Sidi Jedzid aber nach dem Hafen sei, um Geschäfte zu erledigen, Marila dagegen weile im Pavillon inmitten des Gartens. — Sir Reginald fand Marila trauernd. Ein Strahl der Freude blitzte jedoch aus ihren dunklen Gazellenaugen, als sie den Besucher blickte. Sie war heute weniger scheu als sonst und somit hatte Sir Reginald Gelegenheit, den reichen Geist des Mädchens zu bewundern. Die Granatbäume des Gartens hauchten balsamische Düfte aus, Pfirsiche und Aprikosen blühten, die Dattelpalmengruppe neigte sich im leichten Westwinde, die Blüten der Aloe schienen kaskadenartig Wohlgeruch auszustreuen, die Situation war berauschend! Sir Reginald schien aus Tausend und einer Nacht zu träumen. Plötzlich erwachte er. Lautes Gerede und ein klatschendes Geräusch erweckten ihn aus dem Märchen und führte ihn in die Wirklichkeit zurück!

Eben erschien auch Muktar mit brennenden Wangen und meldete: „Sidi Mehemed Bey!“

Marila erschrak auf den Tod, griff nach dem Schleier und verhüllte sich, Sir Reginald aber war es, als ginge die Sonne unter.

Dagegen stand vor dem Pavillon höhnisch grinsend ein kleiner, untersetzter Mann in türkischer Tracht, aber von europäischem Gesichtsschnitt, dessen kleine, falsche Katzenaugen mißtrauisch die Gruppe vor sich musterten. „Schlingel,“ wandte er sich dann an Muktar, „Sidi Jedzid ist ja nicht hier!“

„Das sagte ich ja, Sidi!“

„Hältst Du den Mund? Oder soll ich —?“

Er machte die Geste des Ohrfeigens. Ueber Muktars Gesicht zog eine heiße Röte, aber sein Mund schwieg.

Hier legte sich Sir Reginald ins Mittel und erklärte, daß er Jedzids Freund sei, der sich eben nach Sidi Omars Befinden erkundige.

„Ja, er ist krank, mein armer Freund,“ lamentierte Mehemed Bey mit rauher, unangenehmer Stimme. „Ach, die Tochter des Hauses! Es ist mein Kismet (Schicksal), stets zu vergessen, daß die schöne Marila anders ist als unsere übrigen ägyptischen Frauen!“

(Schluß folgt.)

York zur See.

Der aus den Befreiungskriegen bekannte York war wegen einiger mit seinem Vorgesetzten, dem Stabskapitän von Naurath, vorgefallener Händel kassiert und mit einem Jahre Festungshaft bestraft worden und mußte in Holland Kriegsdienste suchen. Zuerst nahm er, der Einladung des Kapitäns Kinsbergen folgend, auf dem Schiffe „Admiral-General“ an einer Expedition nach Norwegen teil. Am 5. August 1781 früh acht Uhr wurden sie von der englischen Flotte überfallen — Holland hatte damals Krieg mit England — und kehrten nach hartem Kampfe siegreich aber mit zerstoßenen Schiffsrümpfen nach Holland zurück. York eilte voraus, um im Auftrage des Kapitäns dem Statthalter Bericht zu erstatten. Er traf diesen im Theater und mußte unter dem Jubel der Anwesenden seine Erzählung von der Bühne aus wiederholen. Nun gab ihm der Statthalter eine Garde-Kompagnie, aber York, des unthätigen Lebens müde, verkaufte bald seine Stelle, trat in die Dienste der niederländisch-ostindischen Kompagnie und landete am 7. Februar 1783 in Ostindien. Am 20. Juni wurde er in einem siegreichen Gefechte gegen die Engländer verwundet. Nach dem Frieden von Madras ging er zuerst nach Ceylon, dann an das Kap der guten Hoffnung, endlich 1785 wieder nach Europa. Er machte Anstrengungen, wieder in preußische Dienste zu kommen. Doch wies Friedrich der Große sein Gesuch um Aufnahme in die Bataillone leichter Truppen, die soeben errichtet werden sollten, am 3. Februar 1786 durch folgendes Schreiben zurück: „Vester lieber besonderer. Nach Seiner eigenen Anzeige von gestern hat Er auf der Flotte unter dem Befehl des französischen General von Suffren gedient. Wenn er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuten, daß Er sich zum Landdienst schicket, und dazu sind doch einzig und allein bestimmt die neu errichtet werdenden Frey-Regimenter Seines wohlaffektionierten Friedrich.“ Noch an demselben Tage suchte York den König über seinen Irrtum aufzuklären, aber er erhielt folgende Antwort: „Vester lieber besonderer. Ich muß nach Seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen, Ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und würde das ebensoviel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden. Von seiner ersten Antwort kann demnach auf seine Bitte von gestern nicht abgehen Sein sonst wohlaffektionierter Friedrich.“ York, zäh wie er war, richtete sofort nach Friedrich Wilhelms II. Regierungsantritt ein neues Gesuch ein, unter dem 29. August erhielt er abschlägige Antwort. Von neuem petitionierte er am 17. November, von neuem erhielt er am 26. Dezember eine Abweisung. Wieder reichte er am 23. Februar 1787 ein Gesuch ein, diesmal lautete des Königs Antwort: „Vester lieber getreuer. Ich werde zusehen, daß ich Euch bei Errichtung leichter Infanterie placieren kann, und vorläufig mag Euch dies auf Eure Bitte vom 23. hiermit nicht vorenthalten Euer gnädiger König Fr. W.“ Zunächst erhielt York die Erlaubnis, preußische Uniform zu tragen und den Frühjahrsübungen der Berliner Garnison beizuwohnen. Endlich trat er durch Vermittlung des Generals von Möllendorf als Hauptmann in das Füsilierbataillon von Plüskow, das in Namslau bei Breslau lag, ein. D.



Ein blinder Mann. Es giebt wohl kein größeres Unglück, als wenn jemand in der Blüte der Jahre das Augenlicht verliert, wenn er all die Herrlichkeiten, die Gott in der Natur ausbreitet, nicht mehr mit den Augen wahrnehmen kann. Noch herber ist der Verlust für denjenigen, dem die Vorsehung den Besitz genügender irdischer Güter versagt hat, der darauf angewiesen ist, sein täglich Brot durch angestrengte Arbeit zu verdienen. Denn ihm fehlt nun gerade das, was zur Arbeit ganz unentbehrlich ist, das Augenlicht. Einem solchen bleibt nichts anderes übrig, als sich an die Mildthätigkeit seiner Mitmenschen zu wenden und um Almosen zu bitten. So tritt auch auf unserem Bilde ein solcher Unglücklicher, geleitet von seinem kleinen Mädchen, in ein Bauernhaus, um eine milde Gabe zu erflehen. Wohl scheint auch hier nicht allzugroßer Ueberfluß zu herrschen, aber gerne giebt die Bäurin dem Armen von den leckeren Küchlein, die sie als Festtagsschmaus für den Sonntag hingerichtet. Möchte doch der Blinde überall offene Herzen und Hände finden, denn das „Vergelts Gott,“ das er beim Empfang einer Gabe wünscht, wird vielfältige Früchte tragen. K.

Ein neuer Feind der Obstkulturen. Einen Feind der Obstkulturen hat uns der amerikanische Aepfelimport beschert, dessen Einschleppen von unberechenbaren Folgen sein kann. Es ist dieses die San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus). Die Heimat dieser Schildlaus ist noch nicht festgestellt. Sie trat zuerst in Californien auf und wurde von hier nach den atlantischen Staaten verschleppt. Das Tier fällt nicht nur Obstbäume an, sondern siedelt sich auch auf verschiedenen wilden Bäumen und Sträuchern an, so daß hierdurch eine Ausrottung fast unmöglich ist. In ganzen Kolonien sitzen die Schildläuse auf den Aesten, sie so dicht überziehend, daß dieselben aussehen, als ob sie mit Asche bestreut wären, hiermit begnügen sie sich indessen noch nicht, sie gehen auch auf das Obst selbst über, und mit diesem ist das Tier auch zu uns gekommen. Wie alle Schildläuse, zu denen auch die Cochenille (Coccus cacti) gehört, zeigt auch die importierte Art eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen beiden Geschlechtern. Das Männchen ist kleiner und gestreckter gebaut als das Weibchen und geflügelt. Die hinteren Flügel des Männchens sind indessen verkümmert und desgleichen auch der Rüssel, weshalb das Männchen keine Nahrung zu sich nehmen kann. Das flügellose Weibchen, in der Körperform schildförmig, saugt sich mit dem Schnabel an Nährpflanzen fest und bedeckt mit dem Körper die

Eier. Kopf und Beine dieser Weibchen sind von der Oberseite nicht sichtbar, da mit zunehmender Nahrung diese sich verkürzen, der Leib sich dagegen immer mehr ausdehnt. Hierdurch büßt das Tier auch die Bewegungsfähigkeit ein und sitzt dann stets auf derselben Stelle, mit dem Schnabel Pflanzensaft saugend, so daß es dann eher einem Auswuchs als einem lebendigen Wesen gleicht. In dieser Stellung legt das Weibchen auch die Eier ab und bedeckt diese, sowie auch die Jungen mit dem Körper, wie mit einem Schilde. Die Vermehrungsfähigkeit der San-José-Schildlaus ist eine ungeheure, da zur warmen Jahreszeit eine Brut nach der anderen hervorgebracht wird. Die Nachkommen eines einzigen Weibchens können, wenn den einzelnen Individuen keine Vernichtung droht, die gewiß stattliche Zahl von etwa dreitausend Millionen Stück erreichen! Unter dem schützenden Körper des Weibchens verbleiben die Jungen so lange, bis sie die erste Häutung überstanden haben, und suchen sich dann eine geeignete Stelle zum Ansaugen. Wie weit nun die Befürchtungen über den Schaden, den die San-José-Schildlaus bei uns anrichten kann, zutreffend sind, und wie sehr unser Obstbau unter diesem Schädiger zu leiden hat, kann indessen noch nicht angegeben werden. Ist das Tier erst einmal im Freien angetroffen worden, so ist die Gefahr eine große; daß die Laus den europäischen Winter gut aushalten kann, hat sie schon dadurch gezeigt, daß sie den Winter in den atlantischen Staaten ohne Schaden übersteht. Es ist eine leider schon oft dagewesene Thatsache (Reblaus, Blutlaus rc.), daß die Einschleppung zu einer bedeutenden Plage führen kann. Alle bisher eingeschleppten Tiere haben dieses bewiesen. Zu begründen ist es auch durchaus nicht schwierig, daß dieses so sein muß, wenn in Betracht gezogen wird, daß jedes Tier in seiner ursprünglichen Heimat Feinde hat, die ihm nachstellen, in einem neuen Lande dagegen keine vorfindet, da die hier lebende Tierwelt dieses neue Tier noch nicht kennt und es sich so bis in das Unglaubliche vermehren kann. Um einer solchen großen Vermehrung nun vorzubeugen, dazu ist es nötig, daß Feinde dieses Tieres eingeführt werden. Die Feinde der Schildläuse sind aber die Marienkäferchen; welche Art nun gerade der San-José-Schildlaus mit besonderer Vorliebe nachstellt, das wissen auch die Amerikaner, bei denen dieselbe zuerst eingeschleppt ist, noch nicht genau, doch sind diesbezügliche Versuche mit australischen Marienkäferchen immerhin befriedigend ausgefallen. — Zur Erkennung der San-José-Schildlaus dienen die zweikralligen Füße und beim Männchen die dreigliedrigen Schwingen. Dr. E. B.

Bruthöhle des Eisvogels. Unter den Kunstbauten der Tiere, namentlich derjenigen, welche ihre Wohnung und Brutstätte im Innern der Erde haben, ist auch die Bruthöhle des Eisvogels zu erwähnen. An einem trockenen und recht steilen Ufer hackt das Tier ein etwas aufsteigendes, 5 Centimeter weites und 56—90 Centimeter tiefes Loch in die Erde; am hinteren Ende erweitert sich diese Röhre zu einer rundlichen, backenförmigen Höhle von 10 Centimeter Höhe und 12 Centimeter Breite. Diese Höhle wird mit Fischgräten ausgelegt und dient als Brutraum. Auf den Fischgräten liegen die 6—7 sehr großen, fast rundlichen, glänzend weißen, wegen des durchschimmernden Dotters rotgelb aussehenden Eier. Das Aushacken des Loches ist für den Eisvogel sehr mühselig; er braucht 2—3 Wochen dazu, und es ist daher leicht verständlich, daß er seinen Bau oft mehrmals verwendet.

Macht der Gewohnheit.

Spund: „Wir wollen uns das Kneipen abgewöhnen."
Schlund: „Gewiß, bin dabei. Wer wieder Bier trinkt, muß für jeden Schoppen fünfzig Pfennig Strafe bezahlen."
Spund: „Da werden wir aber ein schönes Geld zusammen bekommen. Was machen wir damit?"
Schlund: „Das verkneipen wir wieder."

Frühling.

Frühling ist's, die Knospen springen,
An den Blüten blitzt der Tau;
Frühling ist's, die Lerchen singen
In der Lüfte reinem Blau.

Und vom Himmel zu der Erden,
Von der Erd' zu Himmelshöhn
Mit gar wonnigen Gebärden
Gottes Engel boten gehn.

Ihrer Augen Sonnenstrahlen
Sprüh'n auf Wald und Wiesenrain;
Ihre zarten Hände malen
Golden Blum' und Blümelein.

Hauch um Hauch und Duft um Düfte
Gießt der süße Engelmund
In die Kelche, in die Lüfte,
Ueber Höhn und Thalesgrund.

Und vom leuchtenden Gefieder
Schütteln sie den Maientau
Unterm Sang der Lerchenlieder
Auf die lichte, grüne Au.

Duft und Klang und Farb' und Lichter,
Blum' und Blüte taubesprengt,
Jedes Menschenherz ein Dichter,
Von des Frühlings Lust getränkt!

Lerchenwirbel, Engelgrüße,
Mir auch habt ihr's angethan;
Boten aus dem Paradiese,
Nehmt denn meine Lieder an!

Joh. Georg Küchle.



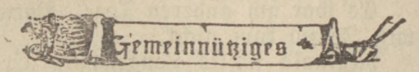
Begreiflicher Ueberdruß. Präsident: „Der Gerichtshof hat Sie zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Wollen Sie Revision gegen das Urteil einlegen?" — „Nee! Ick bin froh, wenn ick mal 'ne Zeitlang keene Richter mehr sehe!"

Ein Irrtum. Student (findet sich am Morgen nach der Kneipe verkehrt und fast angekleidet im Bette liegend, die Füße auf dem Kopfkissen): „Alle Wetter! Da habe ich mir die ganze Nacht eingebildet, ich hätte Zahnweh, und dabei drückt mich der Stiefel."

Ein Jungfrauenrecht. Die hohe Achtung, welche die Altvorderen für Frauentugenden hegten, kennzeichnete auch die Sitte, daß unbescholtene Jungfrauen Totschläger aus Henkershand losbieten konnten, wenn sie dieselben zur Ehe begehrten. Ein solcher Fall ist auch in Leipzig vorgekommen. Der Schriftgießer Georg Lorenz hatte am 25. März 1600 den Buchdrucker Karl Kühlmuß, als er mit diesem in Streit geraten, erstochen, und war ergriffen und ins Gefängnis geworfen worden. Als nun das Todesurteil über ihn gefällt war und er hinausgeführt werden sollte zum Rabensteine, um sein Recht zu erleiden, erschien Magdalene Löwe aus Freiberg, eine feine unbescholtene Jungfrau, die bei einem Bürger als Magd diente, und verlangte den Verurteilten „zu Tisch und Bett als Ehewirt". — Lorenz griff zu. Das Pärchen wurde am 9. Mai auf dem Rathause in der Richterstube getraut und dem Bräutigam als Hochzeitsgabe das Leben geschenkt. Darauf mußte das junge Paar binnen vierundzwanzig Stunden sich von Leipzig wegwenden und eidlich angeloben, ohne Erlaubnis des Rates sich nie wieder innerhalb des Weichbildes der Stadt betreten zu lassen.

Der kurze Lenz. Wegen der Verfolgung der Burschenschafter nach Sands Attentat auf Kotzebue — erzählt Wolfgang Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten" (Leipzig u. Bielefeld 1877) — hatte auch der Tübinger Student Franz Gräter die Flucht ergreifen müssen, wurde in Italien Freischärler und trat endlich in württembergische Kriegsdienste. Der gute Humor, der ihn nie verließ, brachte ihn in Kollision mit dem General Lenz, eines ziemlich kleinen Männchens. Als dieser ihn einmal in Arrest geschickt hatte, schrieb der lustige Ex-Student an die Wand seines Gefängnisses:

„Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur!" D.



Jeder Hühnerzüchter sollte dem Anbau der Hirse ein angemessenes, kleines Terrain anweisen, um so dieses vorzügliche Futtermittel aus erster Hand zu haben. Allerdings hat die Hirse, für sich allein oder zu reichlich gegeben, eine mästende Wirkung, in richtiger Mischung jedoch ist Hirse von ausgezeichneter Wirkung und durch kein anderes Futter zu ersetzen.

Gegen den Weidenbohrer, der u. a. besonders auch den Apfelbaum heimsucht, hat ein Chemiker folgendes sichere Mittel bekannt gegeben: In die Gänge führt man eine feine Spritze ein, die mit einer Mischung gefüllt wird, bestehend aus: 50 Gramm Schmierseife, 120 Gramm Mohrs Insektengift mit 1 Liter Regenwasser gemischt. Von dieser Flüssigkeit wird so viel in den Baum gespritzt, bis davon wieder herausfließt. Man gebraucht davon für jede Spritzung etwa 2 Eßlöffel voll. Nach ca. $\frac{1}{4}$ Stunde kommen alle Raupen ans Tageslicht und können dann getötet werden.

Epheu in Töpfen. Um schönen Epheu von besonderer Größe und Frische der Blätter zu ziehen, pflanzt man die Stöcke in Moos, das man mit etwas Wald- oder Lauberde vermischt. Wenn sich das Moos setzt, muß frisches aufgelegt werden. Der Epheu bedarf besonders im Sommer viel Wasser.

Olivenöl bei Augenleiden. Um fremde Körper aus den Augen zu entfernen, empfiehlt ein holländischer Augenarzt, reines Olivenöl hineinzuträufeln. Dieses Mittel soll sicher wirken und die eingedrungenen Körper, wie Körnchen, Asche, Kalk, Splitter rc., entfernen. Auch bei Röte und Schmerz der Augen soll sich Baumöl recht gut bewähren und Besserung in kurzer Zeit herbeiführen, wenn man die Augenlider damit bestreicht.

Ergänzungs-Aufgabe.

	o	r		o	l	
	e	r		a	n	
	r	i		s	e	
	e	n		e	r	
	e	r		e	r	
	a	z		r	k	
	a	d		i	a	
	r	e		e	n	

Die leeren Felder in vorstehender Figur sind mit nachstehenden Buchstaben so auszufüllen, daß in den 8 wagerechten Reihen folgende Bezeichnungen entstehen: 1) Eine englische Grafschaft. 2) Ein spanischer General. 3) Ein Offizier des Lützowschen Freicorps. 4) Ein berühmter niederländischer Genremaler. 5) Ein männlicher Name. 6) Ein polnischer Tanz. 7) Ein Name mehrerer Päpste. 8) Eine Stadt am Bodensee. — Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Buchstaben der vierten und siebenten Reihe von oben nach unten gelesen zwei Städte im Großherzogtum Baden.

Die zu verwendenden Buchstaben sind: 1 a, 2 b, 1 e, 2 f, 1 g, 2 h, 1 i, 1 k, 1 m, 3 n, 1 o, 2 r, 2 s, 2 t, 1 u, 1 z.

Auflösung aus voriger Nummer:

Halevy, Eugenie, London, Goslar, Ostende, Livland, Algier, Nelusco, Dresden. Helgoland-Norderney.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.